



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Individualität

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

leidenden Gestalten vollkommen sein sollen, also nicht leidend. Zur Beleuchtung muß ich hinzufügen: in der gemeinen, nicht veredelten Wirklichkeit spricht sich auch das Leiden nicht ungestört aus. Die Erfahrung des Lebens zeigt uns, daß ein Gesicht im Zustand der Qual ganz unförmliche Züge haben kann, die diesen Zustand teilweise ausdrücken, teilweise nicht, so daß es uns sogar — recht zur Unzeit — komisch stimmen kann. Dagegen ergreift uns ein *Ecce-homo* von der Hand eines Meisters aufs tiefste, nicht bloß physisch, sondern moralisch; er fühlt in seinem Leiden die ganze Schuld der Menschheit; und wir fühlen sie mit ihm.

Ein anderes Mal wird das Häßliche absichtlich bis in die Karikatur hinein gewendet. Shakespeare wollte ja in seinem Falstaff keinen vollkommenen Mann geben, sondern einen vollkommenen Typus des witzigen Kneiplumpen. Also je nach dem Zusammenhange ist das Gegebene vollkommen, oder nur Teil eines vollkommenen Gegenstandes. Das eigentlich Schöne liegt letzteren Falls im Ganzen. In Shakespeares *Heinrich IV.* ist nicht Falstaff das Schöne, sondern die bewegte Handlung als Ganzes; aber an dieser Stelle braucht er einen genußsüchtigen, gewissenlosen, derben Menschen; Falstaff ist dicker Trunkenbold, und dieses muß Shakespeare vollkommen geben. Also der Begriff des Mangellosen wird modifiziert, nuanciert, delogiert dadurch, daß das Schöne auch den Standpunkt des Furchtbaren und des Komischen einnimmt. Das muß später entwickelt werden; aber jetzt schon haben wir überall Rücksicht darauf zu nehmen.

Zu dem Satz: „das Schöne ist mangellos ausdrucksvoll“, habe ich den Zusatz gemacht: „die Individualität des Gegenstandes mit eingeschlossen“¹⁾. Wir wollen nichts von flachen Idealen. Akademische Kunst bringt Gestalten hervor, daran ist alles recht hübsch normal, richtig, aber leer, leblos, flau; sie lassen unser Gefühl kalt. Wir machen immer Spaß die Kostümfiguren in Modejournalen, wie sie an Schneiderläden ausgehängt zu sehen sind, diese süßen Normalpuppen mit ihren blühenden

¹⁾ Vgl. S. 30.

Monatrettichgesichtern. Also flach Allgemeines ist Null. Was wollen wir aber? Wir wollen Individualität. Das Schöne ist in dem Sinne mangellos, daß es nicht bloß das Allgemeine gibt, sondern Individualitäten, daß die Gattung Baum, Tier, Mensch, Mann, Weib, Alter, Stand nicht nur allemal das Generelle sagt (uns also zeigt, das ist ein Nadelbaum, Vogel, Greis, Jüngling, Kind) sondern zudem die Eigentümlichkeiten, wodurch sich jede Existenz von allen übrigen unterscheidet. In jedem Einzelwesen mischt die Natur die Eigenschaften, welche das Ganze dieser Gattung hat, und demgemäß die Stoffatome wie in keinem anderen Wesen. Es sieht kein Mensch dem anderen gleich. Das ist ein Wunder aller Wunder. Die Millionen von Menschen, die gelebt haben, sind nicht zu zählen. Sie könnten alles darauf wetten: niemals hat es zwei Menschen gegeben, die einander ganz gleich sahen, nie eine Stimme, die der anderen ganz gleich tönte. Und dies geht hinunter durch alle Reiche der Natur. Ziemlich niedere Tiere scheinen sich gleich zu sein, aber sie sind dennoch sehr unterschieden. Der Schweinehirt kennt die Individuen seiner Herde recht wohl. Wenn der Gänsehändler Gänse dahertreibt, so kommen sie uns komisch vor, weil wir keinen Unterschied zwischen Gans und Gans sehen; aber der Händler kennt jede. Also nicht einmal eine Gans ist der anderen gleich. Das Individuum ist immer eigenartig und unberechenbar eigenartig.

Nun aber kommt folgende Schwierigkeit. Im Schönen, habe ich gesagt, wollen wir die Gattung ganz und mangellos ausgedrückt sehen. Aber wenn es zugleich wahr ist, daß die Erscheinung ebenso entschieden die Bedeutung eines Individuums hat, wie bringen wir dann beides zusammen? Das Schöne soll die Gattung und zugleich ganz individuelles Leben ausdrücken. Schließen diese Sätze einander nicht aus? Antwort: Das eigenartige Individuum vertritt durch die Kraft der Einseitigkeit seine Gattung gerade voller und reicher als das ordinäre Individuum, das keine Eigenheit hat. Denn die Energie der Bestimmtheit ist immer Einseitigkeit; es müssen die Kräfte sich irgendwie konzentrieren. Diese Energie gibt der